

Josef Quack

**Anlässlich der Kriegsbriefe von Koeppens Vetter**

Über: Gunnar Müller-Waldeck (Hg.), *Zwei ungleiche Vettern. Johannes Halben und Wolfgang Koeppen*. Elmenhorst: Edition Pommern 2021.

I. Dieses reich illustrierte Buch ist das Ergebnis der Nachforschungen, die Gunnar Müller-Waldeck, Prof. em. von Greifswald, über Johannes Halben (1893-1916), den Vetter Wolfgang Koeppens (1906-1996) angestellt hat. Koeppen war der uneheliche Sohn von Carl Reinhold Halben (1877-1947), des Onkels von Johannes Halben. Sein Onkel und sein Vater stammten aus einer angesehenen Hamburger Bürgerfamilie.

Das Buch enthält in der Hauptsache Briefe und Tagebuchblätter Halbens, denen als ideologischer Kontrast die meisterliche Erzählung Koeppens über das Romanische Café in Berlin beigegeben ist. Die Kriegsbriefe sind aber nicht nur als Kontrastprogramm zur Prosakunst des antimilitaristischen Romanciers bemerkenswert, sie haben vielmehr einen Wert in sich, als menschliche Dokumente eines Soldaten des Ersten Weltkriegs, der die Erlebnisse des Schützengrabens genau beschreibt. Denn er war, wie der Herausgeber richtig bemerkt, ein vorzüglicher Beobachter. Zugleich aber sind seine Briefe und Tagebuchnotizen „Zeugnisse tiefer seelischer Not und Einsamkeit“ (S. 151). Diese existentielle Befindlichkeit aber kann das in unseren Augen recht merkwürdige Verhalten des Briefschreibers wenigstens zum Teil erklären.

Halben hat an die Eltern nur wenige, eher konventionelle als persönlich vertrauliche Briefe gerichtet. Andere Briefe gehen an einen jungen Kommilitonen einer studentischen Verbindung, meist belehrende, weniger informative Schreiben. Die meisten Briefe aber hat er an Gertrud Schmidt, die Verlobte eines gefallenen Freundes, gerichtet, bekenntnishafte Schreiben, in denen er seine privaten Kümernissen, die Fronterlebnisse und die oft qualvollen Mühen des Lebens im Schützengraben beschreibt.

Halben wurde anfangs August 1914 als Feldwebel eingezogen, er hatte also seinen Militärdienst erfolgreich absolviert. Am 25. August kommt er in Löwen an. Das erste Fronterlebnis aber ist enttäuschend und entlarvt den Hurra-Patriotismus der Heimat als reine Phrase. Als nämlich Freiwillige für einen Erkundungsgang aufgefordert werden, meldet sich kein einziger (S.123). Halben wird bei der ersten Feindberührung schwer verwundet, Oberschenkeldurchschuß und Beckenriß. Unmittelbar danach erklärt er überraschenderweise: „Zum ersten Mal dachte ich über den Krieg nach. Wie furchtbar war er doch! Im Frieden will ich die Friedensbewegung unterstützen.“ (S.124) Vorerst aber bleibt er in der Armee. Nach Monaten der Genesung und Erholung zieht er im Februar 1915 als Leutnant wieder ins Feld, obwohl er für diesen Dienst untauglich ist, und er denkt sogar daran, später Berufsoffizier zu werden. In den nächsten Monaten übersteht er unverwundet und tapfer schwere Kämpfe in Nordfrankreich. „Ich habe durchgehalten, als alle um mich zusammenbrachen“, schreibt er

stolz am 10.10.1915, um acht Tage darauf zu bekennen: „Dieser Krieg ist ein unsagbares Elend (S.56f.).

Am 16.3.1916 vermutet er nüchtern und lakonisch, daß er heute den ersten Feind getroffen habe, ohne in dem Brief an Gertrud einen einzigen Gedanken über diese Tötung eines Feindes hinzuzufügen, die im Krieg zur Gewohnheit geworden ist, für ihn aber erstmalig war. Ganz anderes Ernst Jünger, der das moralische Problem und das psychische Dilemma dieser soldatischen Handlung mit später berühmt gewordenen Sätzen beschreibt. Er betrachtet den jungen Engländer, den er eben erschossen hat, und notiert: „Der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt, kann uns nicht von der Trauer befreien; wir müssen sie austragen. Sie reicht tief in die Träume hinab.“ (Jünger 1,252) Freilich hat Jünger diese Reflexion erst in die späteren Fassungen der *Stahlgewitter* eingefügt.

Halben beschreibt wiederum sehr genau den täglichen Dienst in den Schützengräben hinter der Front, besonders eindringlich die vom Regen überfluteten, in Schlammgruben verwandelten Gräben. Er schildert den anstrengenden Schanzdienst in den vorderen Gräben während der Nacht und die Pflichten des Tages: dies hatte zur Folge, daß die Soldaten meist unausgeschlafen und übermüdet sind. Er tut seine Pflicht, ohne nach dem militärischen Sinn solcher Arbeiten zu fragen. Dagegen bemerkt Jünger, in dessen Kompanie dieser Doppeldienst abgeschafft wurde, kritisch: „Die Sicherheit einer Stellung beruht auf der Frische und dem unerschöpften Mut ihrer Verteidiger, nicht auf dem verschlungenen Bau ihrer Annäherungswege und der Tiefe der Kampfgräben.“ (Jünger 1,41)

Der Herausgeber hält Halben vor, daß er nicht politisch gedacht habe: „Kriegsziele werden nicht hinterfragt oder angezweifelt“. (S.154) Dazu wäre zu erinnern, daß das Deutsche Reich bei Beginn des Krieges überhaupt keine Kriegsziele hatte. Es wollte damals schlicht und einfach nur den Krieg gewinnen. Es betrachtete sich durch die russische Mobilmachung als angegriffen und griff seinerseits Belgien und Frankreich an, um sich, wie es paradoxerweise hieß, zu verteidigen – gemäß dem Schlieffenplan. Golo Mann schreibt zum Thema: „Die deutsche Regierung, die in den Krieg getaumelt war wie alle anderen, wußte zunächst von Kriegszielen nichts ... Nicht die Ziele hatten den Krieg, der Krieg hatte, nachdem er einmal da war, die Ziele ausgeheckt.“ (Mann 1958, 606, 608). Später haben alle Parteien, außer der Scheidemann-Gruppe, als Kriegsziel diverse Annexionen fremden Bodens angestrebt, die Reichsregierung aber hat sich niemals eindeutig festgelegt. – Halben ist am 21.5.1916 an der nordfranzösischen Front gefallen.

Für Halbens Geistesart ist nun überaus bezeichnend, daß er seine Einstellung zu Leben und Tod oft nicht mit eigenen Worten ausdrückt, sondern fremde Worte übernimmt, um seine Meinung und Gefühle wiederzugeben, Gedichtverse, Liedstrophen, Bibelzitate. Man kann durchaus zweifeln, ob er je zu einem selbständigen Denken gekommen ist. So kann es auch nicht überraschen, daß er die populärste Phrase von

1914, die in der eingebildeten Aussicht auf einen prächtigen Krieg geprägt wurde, freudig übernommen hat. „Es ist doch eine große, herrliche Zeit“, notiert er am 8.8.1914. Dies aber ist das Stichwort, das Karl Kraus aufgreift, um sein Schweigen und seine Sprachlosigkeit angesichts des Kriegs, seine entschiedene Verurteilung des Krieges, in einer Rede vom November 1914 emphatisch zu begründen: „In dieser großen Zeit, die ich noch gekannt habe, wie sie so klein war; die wieder klein werden wird, wenn ihr dazu noch Zeit bleibt ... in dieser ernstesten Zeit, die sich zu Tode gelacht hat vor der Möglichkeit, daß sie ernst werden könnte ... in dieser da mögen Sie von mir kein eigenes Wort erwarten.“ (*Die Fackel*, 5.12.1914)

Am 22. 8. 1914 erbaut Halben sich an den Versen eines Kriegsgedichts, das die durchaus ambivalente Stimmung jener Tage treffend wiedergibt, die Drohung an den Feind, das Lob der preußischen Soldaten, die zum Tod entschlossen sind, und die Wehmut, die Heimat verlassen zu müssen – genau genommen, wird hier ein recht melancholischer Patriotismus besungen (S.120).

Nach seiner Genesung von der Verwundung zitiert er am 6.9.1914 ein Gedicht, in dem der Tod im Feld gegenüber dem einsamen Tod im Bett verherrlicht wird. Damit wird eine Idee angedeutet, die für das Kriegserlebnis jener Zeit wohl so charakteristisch war wie wenige andere Ideen und Parolen, nämlich der Versuch eines quasireligiösen kriegerischen Sinnversprechens. Max Weber analysiert es mit den Worten, daß der Krieg dem Krieger die Empfindung einer Weihe des Todes, der in Gemeinschaft erfolgt, vermittele. Von dem gewöhnlichen Sterben unterscheidet sich „der Tod im Felde dadurch, daß hier, und in dieser Massenhaftigkeit nur hier, der Einzelne zu wissen glauben kann, daß er ‚für‘ etwas stirbt.“ (Weber 1973, 455: cf. J.Q. 2013, 65) Dies ist auch die feste Überzeugung Halbens, der gelegentlich mit dunklen Worten etwa zu begründen sucht, daß „die erkämpfte Reinheit“ des Gefallenen dem Vaterland zugutekomme (S.23).

Während Max Weber feststellt, daß jene Kriegsideologie offensichtlich der Brüderlichkeitsethik des Christentums eindeutig widerspricht, vertritt Halben in seiner kaum entwickelten Geistesart eine krude, aber damals weitverbreitete Form eines patriotischen Christentums oder eines christlichen Nationalismus. Diese Auffassung des Christentums dürfte religionsgeschichtlich wohl nur aus dem hierzulande seit Jahrhunderten geltenden System der Landeskirche oder Staatskirche zu erklären sein, die dem Prinzip der Einheit von Thron und Altar gehorcht.

Es beginnt mit einem Gottesdienst am 16.8.1914, wo viele geweint haben und wo über die Worte gepredigt wurde: „Ich habe Glauben gehabt und einen guten Kampf gekämpft“. Die Worte sind dem ersten Brief an Timotheus (Kapitel 4, 7) entnommen. Paulus spricht aber von dem Kampf des Glaubens, einem religiösen, geistigen Ringen, während der Prediger „Kampf“ als kriegerische Handlung oder militärischen Akt wörtlich nimmt und ideologisch umdeutet. Dem entspricht dann die offizielle Formel: „Hier ruhen in Gott für König und Vaterland“. Halben zitiert nach dem gläubig empfangenen

Abendmahl den nationalistisch-blasphemischen Vers: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“ (S.95). Daß er diese Ideologie ohne Bedenken begeistert übernimmt und deren Parolen häufig wiederholt, verrät die Grenzen von Halbwegs Intelligenz. Im Grunde ist dieser nationalistische Glaube ein Rückfall in archaisches Denken mit der Annahme eines Stammesgottes.

Das treffende Wort zu diesem Thema stammt wiederum von Karl Kraus: „Was kann durch einen Weltkrieg entschieden werden? Nicht mehr, als daß das Christentum zu schwach war, ihn zu verhindern.“ (*Die Fackel*, 5.10.1915, S.97).

II. Für Jüngers *Stahlgewitter* ist es demgegenüber bezeichnend, daß darin der christliche Glaube oder die Religion an sich keine Rolle spielt. Es ist ein durch und durch profaner, säkularer Bericht, der den Schrecken und den ungeheuren Schmerz der Erlebnisse getreu beschreibt, zugleich aber versucht, dem Kampferlebnis an und für sich einen Sinn abzugewinnen und es zu einer existentialistischen Ideologie zu erhöhen (cf. J.Q. 2013, 65).

Er zitiert zwar gelegentlich das Bibelwort von dem Weizenkorn, das sterben muß, um Früchte zu bringen, versteht es aber schlicht als Metapher für das Sterben im nationalen Krieg. Er fügt dem sofort hinzu: „Der Glaube besitzt heute nicht mehr lebendige Kraft. Wenn man dereinst auch nicht mehr verstehen wird, wie ein Mann für sein Land das Leben geben konnte – und diese Zeit wird kommen – dann ist es vorbei. Dann ist die Idee des Vaterlandes tot.“ (Jünger 1932, 282) Dazu wäre zweierlei anzumerken: Einmal, daß er – anfangs der dreißiger, nationalistisch erhitzten Jahre – mit einer Zeit rechnet, in der die nationale Ideologie keine Rolle mehr spielt, und zweitens, daß er in der folgenden Auflage der *Stahlgewitter* (August 1933), nachdem Hitler an die Macht gekommen war, alle deutschnationalen Sätze und Parolen, auch den zitierten Gedanken, rigoros im Text getilgt hat.

Was aber die existentialistische Idee des Kampferlebnisses angeht, so hat sie noch Heinrich Böll im nächsten Krieg dazu verführt, freiwillig die Gefahr an der vordersten Front in Rußland zu suchen. Dabei beruft sich Böll aber ausdrücklich nicht nur auf Jüngers Bücher, sondern auch auf Kriegsbücher mit einer pazifistischen Tendenz (Böll 626). Das heißt also nichts anderes, als daß die Wirkung eines Buches weniger von der Gesinnung oder Tendenz abhängt, in der es geschrieben ist, als von der dargestellten Sache – eine wichtige Einsicht, die den gutgemeinten Theorien der Literaturkritik über die Wirkung von Dichtungen eklatant widerspricht.

III. Schließlich, da unser Blick bei dieser Sache meist nur auf die nationalistische Kriegsbegeisterung 1914 in Deutschland gerichtet ist, sei erwähnt, daß der englische Nationalismus mindestens so heftig war wie der deutsche. Bertrand Russell wurde nach einer pazifistischen Versammlung, bei der er gesprochen hatte, von Kriegsfanatikern fast totgeschlagen (Russell 1968, 35). Für die englische Führungsschicht aber hat-

te der Krieg die verheerendsten Auswirkungen: „Der Erste Weltkrieg – dessen Beginn ebenso sinnlos war wie sein Ausgang – führte zu einer Katastrophe, die in keinem Verhältnis zu den ursprünglichen Kriegszielen stand. 90 Prozent der Studenten, die 1914 auf der britischen Universität Oxford ihr Abschlußexamen abgelegt hatten, sind in dem Gemetzel des großen Krieges als junge Offiziere gefallen.“ (Kissinger 1979, 95).

Aufschlußreich für das Selbstbewußtsein dieser politischen Elite ist die folgende Geschichte des Diplomaten und Historikers Harald Nicholson (1886-1968). Er wurde auf der Straße von einer Frau mit den vorwurfsvollen Worten angesprochen: „Young man, why aren't you in France for defending civilisation?“ Er antwortete: „Madame, I am civilisation“. (Junger Mann, warum sind Sie nicht Frankreich, um die Zivilisation zu verteidigen? – Madame, ich bin die Zivilisation.)

André Gide notiert am 17. August 1914, daß sich in Belgien der Haß gegen die Deutschen dadurch Luft machte, daß in der Gegend von Lüttich viele deutsche Läden und Hotels verwüstet wurden. Frankreich wurde mit Greuelpropaganda gegen die Deutschen überflutet. Es hieß, daß sie sogar ihre eigenen Verwundeten auf dem Schlachtfeld töteten (8.9.1914). Auch erzählte man, daß sie Kindern die rechte Hand abgeschnitten hätten, und Verstümmelte dieser Art seien nun in Paris. Dazu Gide: „Nicht eine von all diesen Behauptungen konnte bewiesen werden“ (15. November 1914). Soviel zur europaweit herrschenden nationalistischen Verblendung während des Ersten Weltkriegs.

Laut Gide, der täglich alle verfügbaren Zeitungen eifrig las, gab es in Paris während des Krieges keine deutschen Blätter zu kaufen. Dagegen lagen damals in den Berliner Cafés französische und englische Zeitungen aus (Jünger 1, 267).

Jünger erwähnt, seit der 14. Auflage, in den *Stahlgewittern* am 18. Juni 1918 auch einen alten Truppenarzt namens Doktor Köppen (l.c. 1,273). Es wäre interessant zu wissen, ob dieser Arzt mit der Mutter Koepkens verwandt war.

IV. Die hier nachgedruckte Erzählung über das Romanische Café ist eine *historia Germaniae in nuce*, die jüngste deutsche Geschichte in einem einzigen, vier Seiten langen Satz, der in dichten, kurzen Sequenzen den Bau des Hauses und das Schicksal seiner Bewohner vom späten Kaiserreich bis zum Untergang des Hauses im Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs mit markanten Worten beschreibt. Der Text schließt mit den Worten: „der Turm der Kirche war zerschmettert, und das romanische Haus mit dem Romanischen Café glühte, als leuchtete im Sieg die Oriflamme eines geheimen Vaterlandes“.

Dazu mein Kommentar: Der Satz spielt auf die Verheißung in Schillers Drama „Die Jungfrau von Orleans“ an: „Denn wenn im Kampf die Mutigsten verzagen,/ Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht, / Dann wirst du meine Oriflamme tragen.“ (VV 417ff.) „Oriflamme“ geht auf „auri flamma“ zurück, die Bezeichnung für das an einer goldenen Lanzenspitze befestigte Banner des französischen Heeres. Das Wort von

der Oriflamme eines geheimen Vaterlandes bezieht sich bei Koeppen aber nicht auf ein politisches Programm im gewöhnlichen Sinn, sondern auf die metapolitischen Ideale der Literatur, wie sie im Expressionismus und von der anarchischen Dichtung der zwanziger Jahre proklamiert wurden, auf die Koeppen ebenfalls anspielt. Die Vorstellung, daß aus einem Untergang ein besserer Neuanfang entstehen werde, ist ein genuines Motiv des Expressionismus (J.Q. 1997, 307).

Der im Text erwähnte Herr von Bleichröder war nicht nur der Bankier Bismarcks, d.h. der Verwalter seines Vermögens und sein finanzpolitischer Berater. Er führte auch, wie wir seit Fritz Sterns Biographie wissen, geheime politische Missionen im Namen des Reichskanzlers durch.

So aufschlußreich und sinnig die Erzählung über das Romanische Café auch ist, der eigentliche und aufschlußreichere Bezugstext in Koeppens Œuvre für Halbens Kriegsbriefe wäre *Die Mauer schwankt* (1935), ein Roman, der von der späten Kaiserzeit und dem Ersten Weltkrieg handelt, dessen Chronik ebenfalls mit der Phrase von der Großen Zeit eingeleitet wird. Hier wird der Krieg im Sinne des Expressionismus als die Erfahrung eines Untergangs gedeutet, dem ein vollständiger Wandel des menschlichen Geistes folgen müßte, eine Utopie, die, wie man weiß, sich dann nicht erfüllte. Außerdem beschreibt Koeppen in dem Roman das praktisch vertretene Christentum als eine rein äußerliche, gesellschaftliche Konvention, die von keinem echten Glauben mehr belebt wird. Das Hauptthema des Werkes aber ist die Frage nach dem rechten Verständnis der Pflicht, ein Thema, das nicht nur zur Zeit des Dritten Reiches aktuell war, sondern auch zur Zeit des Krieges. Es geht um den Gegensatz zwischen äußerlicher Pflichterfüllung im Sinne der berüchtigten preußischen Staatstugend und dem allein moralisch gerechtfertigten Begriff der Pflicht. Nach der Terminologie Kants geht es um die Wahl zwischen pflichtmäßigem Handeln und dem Handeln aus Pflicht (J.Q. 1997, 59f.).

Hier wäre auch an eine Figur des Romans *Der Tod in Rom* (1954) zu erinnern, an Judejahn, der als Prototyp des höheren Militärs und brutalen Naziführers vorgestellt wird, der sich nach dem Krieg darauf beruft, daß er nur Befehle ausgeführt habe (l.c. 206). Für Koeppens grundsätzliche Kritik des Militarismus wäre auf das *Treibhaus* (1953) zu verweisen, auf den beredten Widerstand des Abgeordneten Keetenheuve gegen die Bewaffnung der Bundesrepublik.

Was aber die drei erwähnten Motive von *Die Mauer schwankt* angeht, so unterscheidet sich Halbens Gesinnung eklatant von den idealen Präferenzen des Romans. Er vertritt durchaus naiv ein krudes, patriotisch gefärbtes Christentum und gehorcht als Soldat den Befehlen, die man ihm erteilt, ohne nicht einmal nach dem militärischen Sinn der Anordnungen, geschweige denn nach dem politischen Sinn des Kriegsunternehmens zu fragen.

Freilich sollte man seine Aussagen nicht zu streng bewerten, war er doch trotz seines Studiums der Naturwissenschaft, von dem sich aber bezeichnenderweise kein

Gedanke in den Aufzeichnungen findet, kein Intellektueller (cf. J.Q., *Über das Ethos von Intellektuellen*). Seine Briefe sind Belege für zeitgenössische Irrtümer und Fehltritte, für eine Denkungsart, die damals weit verbreitet war, die wir aber heute kaum noch verstehen können. Daß sie Zeitdokumente sind, macht den Wert dieser Briefe aus. An der Redlichkeit oder Aufrichtigkeit dieser Aufzeichnungen wird man kaum zweifeln können (cf. J.Q., *Über das authentische Selbstbild*).

### Literatur

Böll, Heinrich: *Interviews I, 1961-1978*. Köln o.J.

Gide, André: *Tagebuch 1903-1922*. Dt. M. Schäfer-Rümelin. Frankfurt 1990.

Jünger, Ernst: *Gesammelte Werke*. Stuttgart 1978. Bd. 1, *In Stahlgewittern*.

– *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers*. 13. Aufl. Berlin 1931.

– *In Stahlgewittern. Ein Kriegstagebuch*. 14. Aufl. Hamburg 1933.

Kissinger, Henry: *Memoiren 1968-1973*. München 1979.

Mann, Golo: *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*. Frankfurt 1958.

Quack, Josef: *Wolfgang Koeppen. Erzähler der Zeit*. Würzburg 1997.

– Angst vor der Religion? In: *Wenn das Denken feiert*. Frankfurt 2013.

– Wolfgang Koeppen. Schreiben unter Hitler:

[www.j-quack.homepage.t-online.de/public30.pdf](http://www.j-quack.homepage.t-online.de/public30.pdf)

– *Über das authentische Selbstbild. Bemerkungen zum Tagebuch*. Hamburg 2016.

– *Über das Ethos von Intellektuellen*. Hamburg 2020.

Russell, Bertrand: *Autobiographie II, 1914-1944*. Frankfurt 1968.

Weber, Max: *Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik*. Stuttgart 1973.

© J.Q. 7. Mai 2021